

# Christine Berthold [Fortsetzung]

Autor(en): **Nuss, Emma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **31 (1927-1928)**

Heft 7

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664267>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Am häuslichen Herd.



XXXI. Jahrgang.

Zürich, 1. Januar 1928.

Heft 7.

## Zum neuen Jahre.

Löblich graute mir der Morgen:  
doch schon lag mein Haupt — wie süß! —  
Hoffnung, dir im Schoß verborgen,  
bis der Sieg gewonnen hieß.  
Opfer bracht' ich allen Göttern,  
doch vergessen warest du;  
seitwärts von den ew'gen Rettern  
sehst du dem Feste zu.

O vergieb, du Vielgetreue!  
Tritt aus deinem Dämmerlicht,  
daß ich dir ins ewig neue,  
mondenhelle Angesicht  
einmal schaue, recht von Herzen,  
wie ein Kind und sonder Harm;  
ach, nur einmal ohne Schmerzen  
schließe mich in deinen Arm!

Eduard Mörike.

## Christine Berthold.

Roman von Emma Ruß.

(Fortsetzung.)

### 18. Kapitel.

Christine ging an den folgenden Tagen umher, als würde sie von unsichtbaren Flügeln getragen, und ein Licht der Freude schien sie zu umfließen, so leicht war ihr Schritt und so fröhlich ihr Auge. Denn mehr und mehr gewann sie aus dem andauernd freundlichen Verhalten von Krüß die Überzeugung, daß ein gütiges Wunder seinen Sinn zu ihren Gunsten geändert, und daß er nur die passende Gelegenheit abwartete, um dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben.

Nur ihre wehe Sorge um Susi blieb die gleiche, denn noch hatte sie nicht den Mut gefunden, der Freundin ihren, wenn auch unbeabsichtigten Verrat an ihrer Freundschaft zu bekennen. Und nun berichtete man ihr heute zu ihrem größten Erstaunen am Telephon, daß Susi mit Frau von Herweg plötzlich schon

vor ein paar Tagen eine kleine Reise angetreten habe. Es sei auch unbestimmt, wann sie zurückkehre.

„Und ist Herr Stoewing vielleicht zu sprechen?“ hatte sie etwas beklommen gefragt, denn es befremdete sie sehr, daß Susi ihr kein Wort geschrieben oder hinterlassen hatte. Vielleicht konnte ihr der Onkel Ernst da Aufklärung geben. Aber er war nicht im Hause.

Da ging sie in stillem Verwundern wieder an ihre Arbeit. Der Chef würde sie wohl auch jeden Augenblick rufen, denn er mußte doch längst fertig sein mit der Durchsicht der Post. Sie tastete etwas unsicher und in leichter Unruhe auf dem Tische umher, ohne recht zu wissen, was sie tat oder tun wollte. Susis überraschende Abreise ging ihr nicht aus dem Kopf. Es war da etwas Unbegreifliches mit im Spiel; das fühlte sie und es schaffte ihr wohl auch diese



zunehmende Unruhe. Und sie atmete erleichtert auf, als die an ihrem Kolt herabfallende Klappe sie endlich zu dem Chef rief.

Der Kaufherr saß schon seit mehreren Minuten fast bewegungslos an seinem Tisch, auf ein langes, und wie es schien, ihn geradezu erschütterndes Schreiben starrend. In fliegender Hast las er zuerst den Brief, der mit den Worten begann: „In der Anlage überreichen wir Ihnen den gewünschten Bericht über die am ... geb. Sophie Berthold, geb. zu ... Für die unbedingte Zuverlässigkeit und Genauigkeit der Auskunft, auf die Sie ganz besonderen Wert legen, übernehmen wir jede Garantie. Hochachtungsvoll Dr. Müller, Auskunftei „Argus.““ Und dann folgte kühl und sachlich der eigentliche Bericht mit den genauesten Angaben von Orten und Daten aller Geschehnisse aus dem Leben der Sophie Berthold. Und als der alte Herr mit zittrigen Händen das Schreiben vor sich hinlegte, zeigte sein Gesicht den Ausdruck größter Bestürzung und tiefsten Abscheus. Wieviel menschliche Verworfenheit trat ihm doch hier entgegen.

Ein Grauen überlief ihn, als er jetzt an den Sohn dachte. Nun gab es kein Besinnen, kein mitleidiges Zögern mehr. Es mußte rasch gehandelt werden, um den Sohn und die Familie vor dieser Schmach zu bewahren. Grübelnd überlegte er einige Augenblicke, ehe er mit raschem Entschluß auf einen an seinem Tische befindlichen Knopf drückte. Es war ihm sowohl in geschäftlichen wie auch in privaten Angelegenheiten von jeher Bedürfnis gewesen, alle unangenehmen Begebenheiten sofort und auf die klarste Weise zu erledigen.

Und so begann er denn auch, als Christine erschienen war, sogleich ohne viel Umschweife von dem zu reden, was ihm Herz und Sinn jetzt so vollauf beschäftigte:

„Um — was ich sagen wollte, Fräulein Berthold, ich möchte einmal eine private Sache mit Ihnen in aller Ruhe besprechen.“ — — Er machte eine kleine Pause und blickte gütig in das plötzlich flammend rot gewordene Gesicht Christinens. Dann, nach einem tiefen Atemzuge, fuhr er fort: „Mein Sohn hat mir, wie Sie wohl wissen werden, von seinem Eheversprechen an Sie Mitteilung gemacht.“

Blutübergossen saß Christine da, wortlos. Nur ihre Augen hoben sich für Sekunden in

hanger Ahnung zu dem äußerlich so ruhigen Kaufherrn, der fortfuhr:

„Nun liegen aber die Dinge leider so, daß ich, so sehr ich Sie auch schätze und achte, keinesfalls meine Einwilligung zu dieser Verbindung geben kann.“

Es schien einen Augenblick, als zucke Christine zusammen, und als wolle ihr Haupt auf die Brust sinken. Aber stolz hob sie sogleich den Kopf und blickte dem alten Herrn ohne Scheu in das Gesicht:

„Verzeihung, Herr Krüz — ist Werner bereit, sich Ihrer Weigerung zu fügen?“

„Was ich mit meinem Sohne darüber zu besprechen habe, ist eine Sache für sich, die mit unserer Unterredung jetzt nichts zu tun hat, Fräulein Berthold.“

„Aber Sie werden doch verstehen, Herr Krüz, daß für mich nur Werners Entscheidung maßgebend sein kann und darf. Fügt er sich also in Ihre Weigerung, so wäre ja damit schon unser Verlöbniß gelöst. — Oder fürchten Sie etwa, Herr Krüz, daß ich auf diesem „Eheversprechen“ bestehen könnte?“ Fast spöttisch klang zuletzt ihre Frage.

Eine kleine ärgerliche Falte schob sich zwischen seine Brauen, doch ohne diese letzte Bemerkung zu beachten, sagte er: „Nun nehmen wir aber mal an, mein Sohn bestünde gegen meinen Willen auf der Heirat mit Ihnen, aber Sie wüßten, daß er durch diese Ehe in die schlimmsten inneren Konflikte und auch in rein gesellschaftliche schwere Unannehmlichkeiten geraten müßte? —“

„Dann natürlich würde mir meine Liebe zu ihm gebieten, auch gegen seinen Willen das Verhältnis zu lösen. Aber ein solcher Fall scheint mir, auch bei strengster Selbstprüfung, doch hier nicht vorzuliegen.“ Sie blickte ihn stolz und voller Ruhe jetzt an.

Wie schwer, wie namenlos schwer war es doch, was er sich da vorgenommen. Er konnte ihr doch unmöglich schonungslos die ganze grausame Wahrheit offenbaren, und doch würde sie anders wohl kaum seine Beweggründe ganz verstehen. Und fast verlegen wichen seine Augen den ihren aus, als er nun hastig sagte: „Doch, Fräulein Berthold, ein solcher Fall liegt hier vor, denn ...“ er stockte.

„Weil ich arm bin, oder nicht aus einer bekannten und angesehenen hiesigen Familie

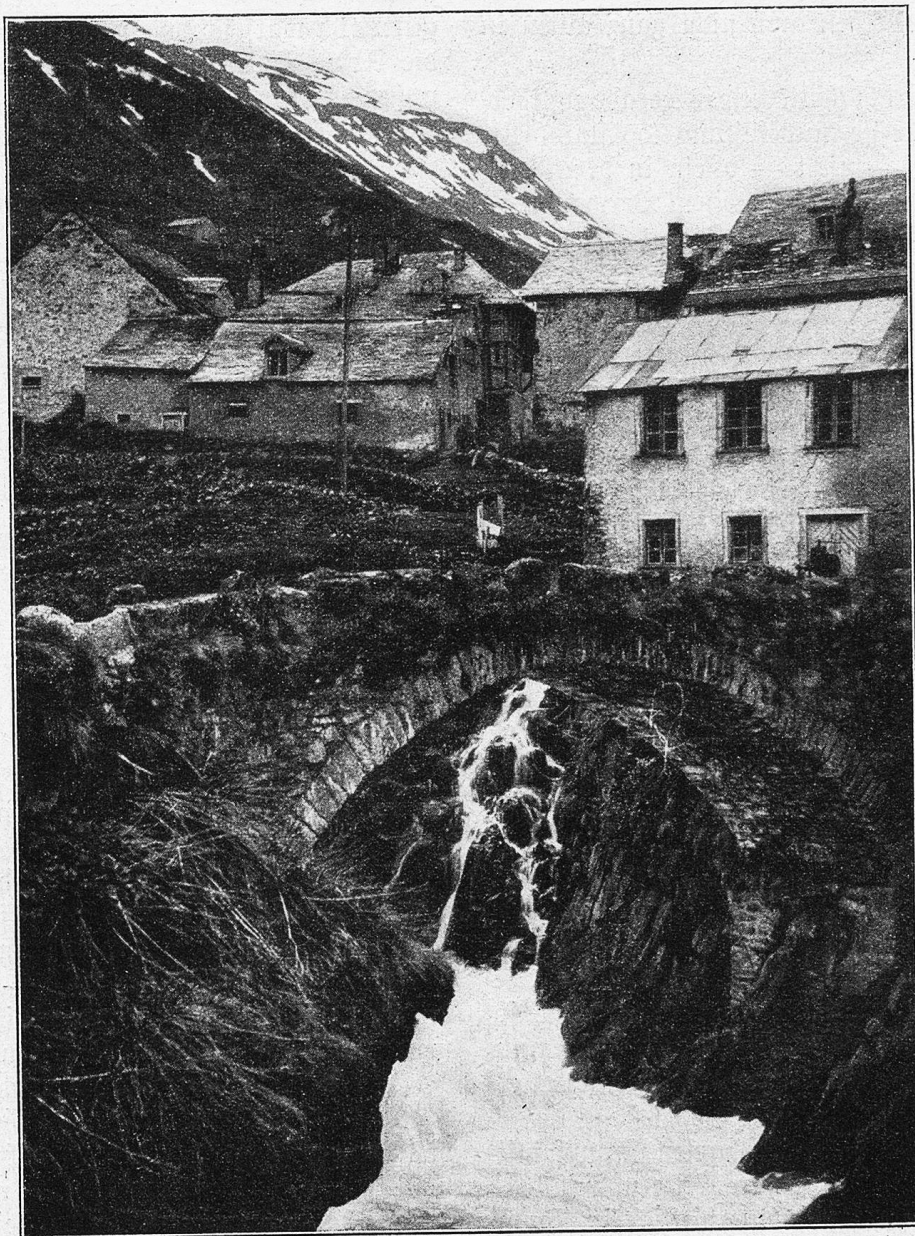


stamme? Glauben Sie wirklich, daß dies unbedingt zu Werners Glück erforderlich ist?"

Mit einer fast verzweifelten Gebärde fährt sich Krüz da über das borstige, graue Haupt. Er will etwas erwidern, aber die Worte schei-

ja wohl Fehler, aber vielleicht kann ich sie auch noch ablegen."

Ihre rührende Stimme schneidet ihm fast ins Herz, und voller Güte antwortet er: „Nein, mein liebes Kind, an Ihren persönlichen



Alte Brücke in Hospental.

nen sich in seinem Munde zu einem einzigen Aloß zu formen, und kein Wort kommt ihm über die nervös zuckenden Lippen, indessen Christine fast beschwörend weiterfragt:

„Oder sind es persönliche Eigenschaften von mir, durch die Sie Werners Glück gefährdet sehen? Ich bitte Sie, Herr Krüz, sagen Sie mir das dann doch offen. Jeder Mensch hat

Eigenschaften liegt es wirklich nicht, denn gerade diese habe ich immer sehr hoch an Ihnen geschätzt. Auch Ihre eben betonte Armut hat nichts damit zu tun, sondern es handelt sich eben einfach um Ihre Familie.“

„Meine — Fami—lie — — ?“

Ruß höchste bestürzt und überrascht war Christine in die Höhe gefahren. „Aber von der



ist ja doch überhaupt nichts bekannt — zu mir gehört doch keine Menschenseele auf der Welt.“

„Fräulein Berthold — es wird mir unendlich schwer, aber ich muß es Ihnen ja sagen: Das Schicksal Ihrer Familie ist nicht so unbekannt, wie Sie glauben, wenigstens mir nicht, und Sie stehen auch nicht ganz allein in der Welt.“ —

Diese Nachricht hatte etwas geradezu überwältigendes für sie, und fassungslös stammelte sie: „Ich stehe — nicht — allein in der Welt? Lebt noch — jemand von meinen Verwandten? Und — warum — wird es Ihnen schwer, mir dieses zu sagen?“

Nur mit Mühe verbarg er seine tiefe Bewegung, als er sagte: „Ihre Mutter lebt noch.“

Leichenblaß sprang Christine auf: „Meine — Mutter — lebt! Um Christi Barmherzigkeit willen sagen Sie, wo ich meine Mutter in der Welt finde? — Meine — Mutter!“ flüsterte sie noch kaum hörbar hinterher. Sie zitterte am ganzen Leibe.

Aber Krüß schüttelte den Kopf: „Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, liebes Kind, und hören Sie meinen guten Rat und forschen auch Sie nicht weiter. Bauen Sie Ihr Leben irgendwo neu auf, ich will Ihnen dabei raten und helfen wie ein Vater. — Aber — geben Sie meinen Sohn frei!“ Flehend klangen seine letzten Worte.

Christine schien ihn gar nicht gehört zu haben. Sie kam langsam hinter ihrem Tisch hervor, und dicht leuchtete jetzt ihr weißes Gesicht vor seinen Augen, als sie bat: „Sagen Sie mir die volle Wahrheit, und wenn sie noch so furchtbar ist. Ich fühle, daß ich Werner nun doch verloren habe und kann deshalb auch alles hören.“

Da kämpfte Krüß einen harten Kampf mit sich, ob er das Recht habe, ihre Bitte zu erfüllen. Aber er sah auch, daß sie unerbittlich bei ihrem Wunsche verharren würde, bis sie alles erfahren. Und vielleicht war es für sie und ihr ganzes ferneres Leben doch das Beste, wenn jetzt alle Zweifel von ihr genommen wurden und sie alles erfuhr. Sie war jung und stark, da konnte die Zeit wieder heilen und gutmachen, dachte er. Aber er kam sich doch wie ein Scharfrichter vor, als er ihr nach langem Zögern das vor ihm liegende Schreiben hinreichte. Mit bewegter Stimme sagte er noch: „Verzeihen Sie mir altem Manne, daß ich gerade Ihnen soviel

Schmerz zufügen muß,“ und verließ dann hastig den Raum. Das, was sie jetzt durchleben mußte, duldete keinen Zeugen.

Und sie las mit wachsendem Grauen und Entsetzen das Schicksal ihrer schuldbeladenen Mutter. Bis das Schreiben ihren Händen entglitt. Da warf sie, wie irrsinnig umherblickend, die Arme über den Tisch und vergrub unter wehem Wehzen ihr armes junges Gesicht darin.

\* \* \*

Wild stürmten die Gefühle und Gedanken auf Christine ein, als sie an diesem Mittag fast fluchtartig ihrer Behausung zustrebte. Sie hatte zuvor noch eine kurze Unterredung mit ihrem Chef gehabt und sich mit ihm dahin geeinigt, daß ihre Tätigkeit bei der Firma Krüß & Co. mit diesem Tage zu Ende war. Mit fast hilfloser Miene hatte Krüß sie erst angehört. Er war geradezu erschüttert, wie sie ihm scheinbar völlig gefaßt, doch mit blassem Gesicht jetzt gegenüberstand und ihm mit ein paar einfachen Worten ihre Bitte vortrug, sie von ihren Verpflichtungen bei ihm zu entbinden, da sie Hamburg zu verlassen gedenke.

„Ich verstehe diesen Wunsch, Fräulein Berthold,“ hatte er da gesagt, „und will Ihnen natürlich in keiner Weise hinderlich sein, bei dem, was Sie nun vorhaben. Es wäre mir aber eine große Beruhigung, wenn ich Ihnen bei meinen vielen Beziehungen in aller Herren Ländern behilflich sein könnte und ...“

„Danke, Herr Krüß,“ hatte sie ihn rasch unterbrochen, „ich muß nun schon allein mit meinem Leben fertig werden.“ —

„Sie haben nirgends, soviel ich weiß, Verwandte und stehen ganz allein in der Welt?“

„Doch, ich habe noch eine Mutter.“

Da war der alte Herr jäh errötet, und nervös kramte er auf seinem Schreibtische herum, nach irgend etwas suchend. „Ich meine — hm — Sie haben gewiß von keiner Seite eine Hilfe zu erwarten, falls Ihre Pläne fehlschlagen — keine pekuniäre Hilfe, meine ich.“ —

„Ich bedarf solcher nicht.“

Krüß hatte inzwischen das Gesuchte gefunden — es war ein schmales Schedebuch. Rasch füllte er das erste Blatt mit ein paar Zahlen, riß es aus dem Heft, und an ihre letzten Worte anschließend, sagte er mit etwas unsicherer Stimme:

„Dann kennen Sie doch wohl die Wechselfälle des Lebens noch zu wenig. Erlauben Sie



mir daher, für alle Fälle Ihnen hiermit für Ihre mir geleisteten Dienste zu danken."

Christine nahm das Papier, prüfte es kurz und gab es zurück. „Ich habe keine Almosen nötig, Herr Krüß, da ich durch Erbschaft ein kleines Vermögen besitze. Mein Gehalt aber beträgt ja nicht annähernd diese Summe.“

„Herrgott, Kind — Sie machen es einem aber verteuert schwer, Ihnen zu helfen,“ platzte er nun wie erlöst in seiner alten lauten Art los.

„Ich hat um keine Hilfe.“ Christine sagte dies alles in stiller bestimmter Weise, die den alten Krüß allmählich zur Verzweiflung zu bringen schien.

„Und ich will Ihnen diese gewiß auch nicht aufdrängen; aber begreifen Sie denn nicht, daß sie mir jetzt ein innerstes Bedürfnis ist? Daß ich das Opfer, das Sie mir bringen —“

„Nur Werner bringe ich dieses Opfer.“

„Gut — also nur Werner, der ja allerdings der Leidtragende dabei ist, während ich nun doch ein tiefes Dankesgefühl gegen Sie empfinde, daß Sie es eben ihm bringen. Deshalb und weil Sie auch sonst ein so tüchtiger, braver Mensch sind, Fräulein Berthold, deshalb will ich nicht, daß Sie mein Haus in Groll und Bitterkeit verlassen. Ich wünschte vielmehr, daß Sie in mir fortan einen treuen väterlichen Freund sähen, der Ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen will, wie und wann Sie ihn gebrauchen.“

Ein leichtes Zittern ging durch ihren Körper bei seinen letzten Worten, und als er ihr nun mit einer herzlichen Bewegung die Hand hinreckte, legte sie unwillkürlich ihre bebenden Finger hinein. Sie fühlte sein ehrliches Wollen, ihr Gutes zu tun, fühlte, wie hoch er sie schätzte, und daß sie an ihm soeben in Wahrheit einen treuen hilfsbereiten Freund gefunden hatte. Doch sie wollte und durfte durch keine noch so feinen Fäden mit dem Geliebten verbunden bleiben, wenn sie ihr Vorhaben ausführen und dafür stark bleiben wollte. Nur eine restlose Trennung von ihm und der Heimat würde ihr dies ermöglichen. Daher dankte sie Krüß für seine gütigen Worte und fügte noch hinzu:

„Ich will mich Ihrer Freundlichkeit gewiß erinnern, wenn ich je einer Fürsprache für mein Vorwärtskommen bedürfte.“ Sie sagte ihm letzteres mehr zur Beruhigung. — Dann stand sie

plötzlich auf der Straße, ganz frei und Herrin ihres Tuns und Wollens. Sie hatte den reichen Kaufherrn wie einen abgewiesenen Bittsteller zurückgelassen. Als er ihr ein glänzendes Zeugnis überreichte und die Restsumme ihres Gehaltes, trug sein Gesicht den Ausdruck tiefen Kummers. Und er eilte auch gleich nach ihrem Weggehen, ohne, wie er sonst um diese Zeit pflegte, nach der Börse zu gehen, in das nahegelegene Weinlokal von Pfordte, wo er still und allein in einer Ecke seine Flasche Rotzpon trank, in tiefe Betrachtungen über die Nichtigkeit des Lebens versunken. Er hätte viel darum gegeben, wenn jener Brief von dem Detektivbureau heute und auch sonst niemals zu ihm gelangt wäre. Er hätte es um seiner Ruhe willen und um dieses prächtigen Mädchens willen gewünscht. Und als er das letzte Glas hinuntergoß, bekannte er sich, daß er keine liebere Schwiegertochter hätte finden können als diese Christine Berthold.

\* \* \*

Noch am späten Nachmittag war Christine dann nach dem eine Stunde entfernt liegenden Waisenhaus gefahren, um dort noch einmal die ihr liebgewordenen Menschen und Stätten ihrer Jugend zu sehen. Sie wollte von allen Abschied nehmen, ehe sie die Reise antrat, von der sie wohl doch erst nach Jahren, vielleicht aber überhaupt nicht wieder zurückkehren würde. Pfarrer Heim, Schwester Marianne und die alte Theresese, Weißhaupts treue Dienerin, waren noch die Einzigen, die an ihrem Leben innigen Anteil nahmen.

Freudig und erstaunt zugleich wurde sie von dem Greise wie der rasch herbeigerufenen Schwester Marianne begrüßt. Doch alle Fragen und Vermutungen über ihr überraschendes Kommen löste sie mit den wenigen Worten. „Ich bin auf der Durchreise zu — meiner Mutter.“

„Christine!“ schrie da die Schwester entsetzt auf: „Was weißt du von jener Frau — und was willst du bei ihr?“

„Ich weiß, daß sie lebt, und will sie sehen.“

„Das darfst du nicht, Kind, — nein, das nicht!“ mehrte Schwester Marianne leidenschaftlich ab.

Da schüttelte das junge Mädchen traurig das Haupt. „Es hilft nichts, ich muß sie sehen,“ und nach einem kurzen Stocken: „Ich würde ja doch sonst keine Ruhe mehr finden.“



Ohne noch etwas zu fragen, schloß Schwester Marianne sie jetzt in die Arme und streichelte sie mit mütterlicher Bärtlichkeit.

Pfarrer Heim stand daneben still und mit tiefbekümmelter Miene. Mit Worten war da nicht zu trösten — nur durch die Kraft ihrer Jugend konnte sie an diesem Leid genesen. Und er kannte sie zur Genüge, um zu wissen, daß sie das alles überwinden, und daß jetzt erst ein ganzer Mensch aus ihr werden würde.

Sie war dann die Nacht im Waisenhaus geblieben, hatte am Abend noch die alte Therese im Städtchen aufgesucht und war nach schmerzlichem Abschied von den wenigen ihr so lieben Menschen am andern Morgen die paar Stationen weitergefahren, dem Ziel ihrer Reise zu. Schwester Marianne in ihrer frischen heiteren Art hatte keinen Schmerz aufkommen lassen wollen — das Kind hatte noch genug Schweres vor sich, warum sollte man da nun unbedingt fortwährend die Trauermiene aufstecken — und so meinte sie beim Frühstück scherzend: „Höre, Christine, ob du nun zu Vankees oder Zuluksfern gehst und ihnen deine Talente auf der Schreibmaschine oder im Kopfrechnen vorführst — eins rate ich dir: „Laß dir's gut bezahlen!“ Und wenn du dann als Millionärin wiederkommst, kannst du dem Waisenhaus auch eine schöne Stiftung machen, nicht wahr, Herr Pfarrer?“

„Ja, ja,“ meinte der lachend, „zu stiften gäb's schon allherhand bei uns für eine Millionärin.“

„Dann wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben,“ ging Christine auf den Scherz ein, „als mit den gewünschten Millionen zurückzukommen.“ Sie mußte jetzt auf der kurzen Fahrt daran denken, wie beschränkt doch ihre Mittel immerhin waren, und wie wohl die Verdienstmöglichkeiten in einem fremden Land für sie werden sollten. Noch hatte sie sich nicht entschieden, wohin sie gehen wollte, wo sie ein neues Leben beginnen könnte. Aber das würde sich ja alles finden — jetzt erst mal das Nächste — das Schwerste hinter sich haben! —

Der Zug hielt an einer kleinen Bahnstation, und es stiegen außer ihr nur noch ein paar Menschen aus. Doch als sie eben den Bahnsteig überschritt, sah sie, wie in einiger Entfernung von ihr ein Trupp barhäuptiger Frauen und junger Mädchen, alle in einer uniformierten Kleidung, stand, während zwei Polizei-

beamte die etwa zehn Weibspersonen scharf im Auge behielten. Erst als die Sperre von Zivilpersonen frei war, setzte sich der Zug der Frauen in Bewegung und verließ durch einen besonderen Ausgang den Bahnhof. Dann sah Christine sie nicht mehr. Sie hatte erst gar nicht bemerkt, daß es weibliche Gefangene waren, die da einem der Sammelzüge entstiegen waren. Es war hier eine der größten Strafanstalten des Landes, und so brachten besondere Züge, die stets auf der Rundfahrt durch die Provinz gingen und an allen kleineren Stationen die Gefangenen sammelten, täglich solche Trupps männlicher wie weiblicher Gefangener an.

„So also wurde damals auch meine Mutter hier angebracht,“ grübelte Christine, als sie sich auf dem Weg zu ihr befand. Mit einem Gefühl des Grauens wie auch fast unerträglicher Spannung schritt sie dahin, bis sie vor dem Tore des hohen roten Gebäudes mit den unzähligen vergitterten Fensterchen Halt machte. Im selben Augenblick fuhr auch ein dichtverschlossener grüner Wagen in raschem Tempo Christine entgegen und hielt gleich darauf neben ihr. Kaum stand der Wagen still, erscholl auch schon aus dem Innern desselben ein lärmender wüster Gesang von weiblichen Stimmen. Das breite Tor öffnete sich, und sogleich war der Wagen dahinter verschwunden. Christine erhielt durch eine Seitenpforte Einlaß, doch sie hörte auch hier noch das laute Töhlen und Schreien der eben eingebrachten weiblichen Gefangenen, die sie bereits auf dem Bahnsteig gesehen hatte. Auf Christinens schon erschüttertes Gemüt machte dies einen geradezu widerlichen Eindruck. Sie wußte noch nichts von der wahren Natur dieser zum Teil doch schon eingefleischten Verbrecherinnen, die sich schamloser und frecher gebärdeten als der größte Teil ihrer männlichen Schicksalsgenossen.

Am ganzen Körper zitternd vor Erregung und Anspannung all ihrer Kräfte, stand das junge Mädchen jetzt vor dem Anstaltsdirektor. Doch erst nach ausführlicher Rücksprache mit diesem war es ihr gestattet worden, die Mutter zu besuchen.

Das Herz schlug Christine bis zum Halse hinauf, als sie in Begleitung der Oberaufseherin, einer älteren, freundlichen Dame, die vielen düsteren Gänge durchschritt, unzählige verschlossene Türen vor ihr geöffnet und sogleich wieder geschlossen wurden, bis sie dann endlich in das



Besuchszimmer eintraten, wo sie die Gefangene zu erwarten hatten. Christine bemerkte an der einen Längswand in der Mitte eine Türe, die zu einem Nebenraume zu führen schien. Diese Türe war von oben bis unten vergittert mit Längs- und Querstäben. Doch es blieb ihr nicht lange Zeit zu Betrachtungen, denn draußen auf dem Gang hörte man Schlüssel klirren, und eine Türe dicht neben dem Besuchszimmer wurde aufgeschlossen. Die vielerfahrene Oberaufseherin hatte sofort erkannt, wie das junge Mädchen an ihrer Seite zu bewerten war; sie drehte sich jetzt rasch um und fragte mit fast zarter Rücksicht:

„Wollen Sie Ihre Mutter nur sehen oder auch sprechen?“

„Auch sprechen,“ brachte Christine heiser und fast lallend hervor.

In diesem Augenblick kam ein Wärter herein und meldete kurz: „Nummer siebenundachtzig,“ und verschwand sogleich wieder.

Die Oberaufseherin nickte nur und öffnete sodann mit einem der vielen Schlüssel, die sie am Arme trug, die vergitterte Türe. „Es geht zwar gegen die Regel, daß ich Ihre Mutter hier in das Zimmer führe und sie während Ihrer Unterredung nicht hinter diesem Gitter lasse. Aber wir können schon mal Ausnahmen machen. Ich bringe sie jetzt,“ sagte sie freundlich zu Christine. Dann hörte das gequälte Mädchen wieder einen Schlüssel sich im Schlosse drehen, die Worte: „Hier herein,“ und ein paar schlürfende Schritte nahe an ihrem Ohr. Sehen konnte sie nichts mehr, sie war einer Ohnmacht nahe und nicht fähig, sich von dem Stuhle zu erheben. Sie hatte das Gefühl, als sei sie plötzlich gelähmt; die Augen hielt sie zu Boden gesenkt, die Hände lagen gespreizt auf ihrem Schoß — sie rührte sich nicht und hob auch nicht den Blick, als die Oberaufseherin sagte: „So, Fräulein, Sie haben fünfzehn Minuten Zeit zum Sprechen.“

Ein namenloses Grauen hielt sie gepackt. Jetzt — wenn sie die Augen höbe — Barmherziger Gott, ich will nicht — wollte sie schreien und saß noch immer stumm mit zu Boden gesenktem Blick, ein Bild der furchtbarsten Angst und Ohnmacht gegen diese. Da fühlte sie eine warme Hand auf ihren kalten Fingern. Sie hob mühsam den Kopf, und ihre fast erloschenen Augen nahmen den Ausdruck so wilder Furcht an, daß die Oberaufseherin, die sie hatte ermu-

tigen wollen, davor erschraf und begütigend sagte:

„Fassen Sie sich, sie weiß nicht, wer Sie sind.“

Christine hatte geglaubt, die Hand der Mutter zu spüren. Langsam zwang sie nun die Augen nach einer alten, ergrauten Frau im Sträflingskleid, die stumpf und ohne Erregung ihrem Blick begegnete. Zwei kleine stechende Auglein waren alles, was Christine zunächst sah. Die Oberaufseherin war zum Fenster getreten, die beiden sich selbst überlassend.

Endlich hatte Christine ihre lähmende Angst soweit überwunden, daß sie ein paar Schritte auf die Alte zuging und mit Aufbietung all ihrer Energie ihr die Hand reichte. Da ging ein Grinsen über deren Gesicht, und sie streckte linksich auch ihre Hand hin, dabei bewundernd das Kleid, den Hut und die Handtasche Christinens musternd.

„Ich wollte — Sie — besuchen, — weil ich dachte, mein Besuch würde Ihnen Freude machen. Wissen Sie wohl, wer — ich bin?“ stotterte sie mühsam heraus.

„Nä,“ war die von einem ständigen Grinsen begleitete einzige Erwiderung. Dann schielte sie schnell nach der zum Fenster hinausblickenden Oberaufseherin, ballte hinter ihr die Fäuste, verzog das Gesicht zu einer abscheulichen Grimasse, und ihre Lippen formten Worte ohne Laute, die Christine nicht verstand.

Als die Dame am Fenster, durch das Schweigen aufmerksam geworden, sich umdrehte, zog sofort wieder dieses widerliche Grinsen über der Alten Gesicht.

„Ich bin — Ihre — deine — Tochter!“ Wie ein Feuerstrom lief es durch Christinens Körper nach diesen Worten vor wilder Erregung. Doch zunächst blieb ihre Offenbarung bei der Alten gänzlich eindrucklos.

„Hähähä — is nich möglich!“ war alles, was sie sagte. Dann trat sie näher an die eben gefundene Tochter heran, betastete den Armel ihres Kleides, befah sie von oben bis unten mit ernsterem Blick und sagte bewundernd: „Schönes Kleid, schöner Hut.“ Doch plötzlich ging eine seltsame Veränderung mit ihr vor. Das Grinsen schwand von ihrem Gesicht, die kleinen Auglein weiteten sich, und es klang wie ferne Sehnsucht durch ihre geflüsterten Worte: „Meine Tochter — mein Kind!“ Ganz weich sagte sie das Letzte. Es schien, als seien ihre



längst vergessenen Muttergefühle jäh erwacht, und als suche sie jetzt nach einem Ausdruck für diese. Doch ebenso schnell schwand auch wieder die Weichheit aus ihrem Gesicht, ihr Mund verzerrte sich, und ein Strom von Unflath ergoß sich jetzt über ihre Lippen.

„Gestohlen haben sie mir damals mein Kind, die Diebster; verrecken sollen sie alle Tage, die Schweine da draußen.“

„Ruhe!“ gebot eine energische Stimme vom Fenster her.

Die eben noch so kriegerische Haltung der Alten wandelte sich sofort in Unterwürfigkeit, und mit scheinheiliger Miene entschuldigte sie sich: „Das Wiedersehen mit meiner Tochter hat mich so erregt. Solch ein schönes, feines Fräulein, meine Tochter, nicht wahr, Frau Oberaufseherin?“

Doch diese drehte ihr bereits wieder den Rücken, und die Alte schnitt eine Grimasse nach ihr hin.

Christine empfand dies Zusammensein von Sekunde zu Sekunde qualvoller. Sie fühlte die völlige Verlogenheit dieser Frau, und so sehr sie sich danach gesehnt hatte, einmal „Mutter“ sagen zu dürfen — sie brachte dies Wort nicht heraus.

„Hast auch schon einen Bräutigam?“ fragte jetzt die Alte lauernd. „Wirst wohl bald lustige Hochzeit machen, hä?“ Sie kicherte und zwinkerte vielsagend mit den Augen.

Da erklärte die Oberaufseherin die Unterredung für beendet.

Christine atmete auf — sie hatte die ganze Zeit auf ein Wort nur, ein mütterlich liebevolles Wort gewartet und es nicht gehört. Enttäuscht bis ins Innerste, reichte sie mit kühlem Herzen die Hand zum Abschied. Die Alte sah sie einen Augenblick an, und es war Christine, als läge ein unendliches Weh in diesen kleinen, müden Augen. Und sie sagte rasch, noch ehe der Schlüssel sich wieder umdrehte: „Ich komme wieder.“

Noch am Abend traf sie müde und zerschlagen an Leib und Seele in Hamburg ein; sie hatte nun ihre Mutter gefunden und wußte doch, daß sie ihr für ewig verloren war.

## 19. Kapitel.

Schon zum zweiten Male hatte an diesem Morgen Werner Krüß beim Frühstück das auftragende Mädchen nach der Post gefragt und

jedesmal den Bescheid erhalten, der Briefträger könne noch nicht da sein, er komme immer erst später.

Der scheinbar in seine Morgenzeitung vertiefte Vater hörte die Unruhe, die angstvolle Ungeduld aus den Fragen des Sohnes heraus und hatte auch schon etliche Male den Mund geöffnet, um mit Werner zu sprechen, damit ihm selbst diese Last vom Herzen herunter käme. Aber immer wieder zögerte er, fand nicht die rechten Worte und schwieg bedrückt hinter seiner Zeitung.

Die klare Winter Sonne beleuchtete den nach Hamburger Art fast schlemmerhaft bedeckten Frühstückstisch und den ganzen behaglich erwärmten Raum, in dem nur die beiden stumm einander gegenüber saßen. Frau Krüß pflegte um diese Zeit noch der Ruhe.

Das helle Licht der Morgensonne schien Werner wehe zu tun, denn er bedeckte plötzlich die Augen und konnte nicht den leisen Seufzer unterdrücken, der seiner gequälten Brust entfloß.

Da legte der Vater mit einer entschlossenen Bewegung die Zeitung aus der Hand und sagte unvermittelt:

„Was ist dir, Werner? Du hast irgendwelche Sorgen, wie mir scheint?“

Der Sohn machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand, und sein Blick wanderte wieder ungeduldig nach der Türe.

„Du machst dir Sorgen um deine — um Fräulein Berthold?“ fuhr der Vater unbeirrt fort. „Sie hat dir gewiß ihre Abreise aus Hamburg mitgeteilt?“ forschte er vorsichtig weiter, als keine Antwort von Werner erfolgt war.

„Ja.“

Da beugte sich Krüß liebevoll zu dem Sohne: „Es war doch das Beste so, Werner, sie hat es ja auch ganz vernünftig eingesehen.“

„Was meinst du damit? Was hat sie eingesehen?“ fuhr Werner in die Höhe, das Gesicht angstvoll auf den Vater gerichtet.

„Nun — ich denke, sie hat dir doch gewiß alles geschrieben?“

„Was — was hat sie alles geschrieben, was willst du damit sagen? Was weißt du mehr von ihr als ich?“ Gepreßt von einer unerklärlichen Angst, klang die Stimme Werners.

„Nun, daß sie Hamburg verlassen will...“

„Das weiß ich — aber was weiter — was



ist da sonst noch? Sie ist doch nur verreist, in Familienangelegenheiten, wie sie mir schrieb. — Wie lange hat sie denn Urlaub genommen?“

Überstürzt redete Werner und fragte mit steigender Angst vor etwas Unfaßbarem, das ihm fast die Kehle zudrückte.

„Sie wußte nicht, wie lange sie wegbleiben müsse, und so habe ich ihr unbeschränkten Urlaub gegeben.“

„Aber was meintest du damit, sie habe es ja auch ganz vernünftig eingesehen?“

Krüß wick den unruhigen Augen des Sohnes aus. „Nun, ich hatte den Eindruck, als



St. Martin im Calfeisertal. Blick gegen Sardonagruppe (ob Wättis, St. Gallen).

Da merkte der Vater, daß Werner noch nicht die volle Wahrheit wußte, und er fand nicht mehr den Mut, ihm diese zu sagen. Er würde ja wohl doch bald erfahren, daß sein Glück ein so jähes Ende gefunden hatte, und daß das geliebte Mädchen nicht nur verreist, sondern daß sie geflohen war, um ihn vor Schande zu bewahren. Daher sagte er nur:

beabsichtigte sie, zugleich mit dieser Reise das Verhältnis zu dir zu lösen.“

„Hahaha!“ lachte Werner gezwungen auf, denn die Angst, diese mehr und mehr zunehmende Angst ließ ihn nicht mehr los. „Und was berechtigt dich zu dieser Annahme?“

(Fortsetzung folgt.)